

Homburg

Ueber d. sog. Emanci-
pation d. Frauen.

1839

Sol. Br.

80

Nicht ausleihbar

ULB Düsseldorf



+4081 910 01

Ueber die sogenannte
Emancipation der Frauen.

Mit einigen
fragmentarischen Ideen
über die
dem weiblichen Geschlechte zu
gebende Bildung.

Ein Wort
an
alle Edelgesinnten
des
männlichen und weiblichen Geschlechts
von
Cinette Homberg.

Crefeld, 1839.

Verlag der F. H. Funck'schen Buchhandlung.

15. Br. 80

Ueber die sogenannt
Emancipation der Frauen.

Recht einigen
fragmentarischen Ideen
über die
dem weiblichen Geschlechte zu gebende
Bildung.

Ein Wort
an
alle Edelgesinnten
des
männlichen und weiblichen Geschlechts
von
Cinette Homberg.

Crefeld, 1839.
Verlag der J. H. Funcke'schen Buchhandlung.

A. In. 80.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Es ist ein, von den gemäßigt Denkenden längst als nur zu wahr, anerkannter Satz: daß zu den Hauptkrankheiten unserer Zeit eine, sich über Alles erstreckende Umwälzungs- und Neuerungs-Sucht gehört. Diese ewig aufgeregte, in Nichts innere Befriedigung findende Zeit, sie hat aufgehört den edlen Charakter des Mannes an der Stirn zu tragen; nicht einmal mehr als ein kräftiger Greis erscheint sie —; sie ist einem verzognen und verwöhnten, in krankhafter Nervenreizbarkeit von einem Extrem ins andre fallenden Frauenzimmer zu vergleichen, das nicht weiß womit es die Unruhe und Leere seines Innern beschwichtigen und ausfüllen soll, und über dem rastlosen Suchen nach Befriedigung immer mehr allen Frieden der Seele und alle Harmonie des Geistes einbüßt. — So erscheint mir unsere Zeit im Allgemeinen —; denn die einzelnen edlen Ausnahmen sind eben nicht das Allgemeine, und dieses meynt man doch, wenn man von einem Ganzen spricht.

Zu den karrikaturartigsten Geburten dieser unserer Zeit, scheinen mir nun die Ideen zu gehören, die während der letzten Jahre nicht nur in dem leichtsinnigen Frankreich, sondern sogar in dem sonst so besonnenen Teutschland über die bürgerliche und eheliche Stellung der Frauen ausgesprochen worden sind. Man hat die Frage aufgeworfen: warum nicht auch das Weib ein höheres Interesse als das für seinen häuslichen Kreis kennen solle? mit welchem Rechte es von den Staatsangelegenheiten durch die herrschsüchtigen Männer ausgeschlossen? warum es nicht bei öffentlichen Verhandlungen als thätiges Mitglied

zugelassen werde? u. dgl. mehr. — Man hat andrerseits gemeynt, (und es sind zum Theil schaamvergeßne Frauen gewesen, die so gesprochen), es sey nun endlich die Zeit gekommen, wo die Verhältnisse der Ehe sich für das Weib ganz anders gestalten müßten als bisher, wo dasselbe hinsichtlich der Geschlechtsverhältnisse überhaupt so frei handeln könne wie der Mann; wo die ängstlichen Schranken, welche die Sitte um dasselbe gezogen habe, fallen müßten, und auch wir singen dürften: „Ein freies Leben führen wir“ u. s. w. Man hat über die rohe Fleischlichkeit dieser Ideen den Mantel der Poesie geworfen, und so durch den Schein des Schönen, vielleicht selbst in manchem edel gearteten, aber noch nicht gehörig festen weiblichen Herzen, Unruhe und verderbliche Wünsche geweckt. —

Wenn ich mir nun auch nicht anmaßen kann, im Namen meines Geschlechtes auf solche Fragen und Meinungen entscheidend zu antworten, so kann ich es mir doch eben so wenig versagen, hier öffentlich meine Ansicht von der Sache auszusprechen, und ich glaube mir dadurch den Beifall aller besonnen und vernünftig Urtheilenden meines Geschlechtes zu verdienen, denen Uebertretung heiliger Sitte, und Einmischen in Angelegenheiten der Männer, nie als wünschenswerthe Borrechte erscheinen werden. —

Von jeher war und hieß das männliche Geschlecht das „starke“, und das weibliche das „schwache“ Geschlecht. Schon die Natur zeigte, durch die ganze Anlage unsres Körpers im Vergleich zum männlichen, wie sie uns als die schwächere, schutzbedürftige Hälfte der Menschenwelt betrachtet wissen wolle, und der Mensch folgte dem Winke derselben bei der Gestaltung seiner häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse. Der starke Mann ward der Beschützer, und damit zugleich der Herr des schwachen Weibes; er erbauete demselben das schirmende Haus, und vertheidigte es nach Außen hin, indem er dem zurückbleibenden Weibe die Sorge und Arbeit des Innern übertrug. So ward

auch dem weiblichen Geiste von Anfang an ein vom männlichen verschiedner Thätigkeitskreis angewiesen, und ein anderer Gedanken- und Gefühls-Gang gestaltete sich dadurch im Weibe. Vermöge der Liebe, die als verbindender Genius zwischen die an sich so entgegengesetzten Geschlechter trat, verstanden sie einander; doch jedes dachte, fühlte und handelte auf seine Weise, und immer ausgesprochener ward dieser Unterschied, jemehr die Rohheit der menschlichen Zustände wich, und die Verhältnisse sich ordneten, bildeten und erweiterten. Erst hatte der einzelne Mann freiwillig das einzelne Weib und seine Habe, als deren Theil er jenes zu betrachten sich begreiflicher Weise gewöhnt hatte, geschützt; allmählig traten die Männer zusammen, es bildete sich eine Art von Gemeinwesen unter ihnen, sie erkannten gemeinschaftliche Gesetze und verbanden sich zu Schutz und Trutz gegen Jeden der sie oder das Ihrige, wozu auch ihre Weiber gehörten, angreifen würde. Das ganze Geschlecht der Männer ward so zum schützenden und herrschenden, das ganze Geschlecht der Weiber zum beschützten, und eben dadurch beherrschten, Theile der Menschheit. —

Ist dies etwa zum Verwundern? mußte es nicht so kommen, weil die Natur, oder vielmehr jenes höchste Wesen, von dem diese Natur nur ein sichtbar gewordner Gedanke ist, es so wollte? Können wir dieses von jeher bestehende Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander Zufall nennen? oder es als rohen, auf nichts gegründeten Mißbrauch der stärkern Männer betrachten? — Zufall ist es gewiß nicht, und Mißbrauch wird es nur dann, wenn der Mann dies scheinbare Vorrecht auf eine lieblose und inhumane Weise ausdehnt. Daß er dies gleichfalls von jeher manchmal gethan hat, und auch jetzt noch hier und da thut, wer könnte das läugnen?! Was giebt es denn aber, worin der Mensch überhaupt nie die Grenze überschritten, womit er nicht Mißbrauch getrieben

hätte?! Hat er es doch sogar mit der vollkommensten Offenbarung der höchsten Sittlichkeit, mit der Christus-Lehre gethan — sie bleibt demunerachtet dieselbe! — So bleibt auch dies Verhältniß in der Natur der Geschlechter begründet, wenn gleich noch so oft der Mann sein Vorrecht mißbraucht. Wir leben nun endlich in Zeiten wo wir, in jedem Verhältnisse, gegen ungerechte Gewalt die Gesetze anrufen können — und was jenes langsam tödtende Quälen, jenes lieblose Mißbrauchen liebender Herzen, oder zu schwacher Willenskraft betrifft, wogegen es kein menschliches Gesetz giebt, wofür Gott selbst sich die endliche Strafe vorbehalten hat — ist es etwa nur die Frau die es vom Manne erdulden muß? Nicht nur daß hier sogar oft der umgekehrte Fall statt findet, so seufzen ja auch Tausende unter einer solchen Lebensverbitternden, geistigen Tyranny durch herzlose Eltern, herrische Geschwister und andre Verwandte, ohne daß irgend ein Mund sich öffnet ihr menschliches Recht zu verfechten! — Doch ich möchte die Grenzen dieser Abhandlung zu sehr überschreiten, wenn ich mich bei diesen Nebengedanken länger aufhielte. Ehe ich sage, warum ich die Emancipation der Frauen in dem angeführten Sinne durchaus unzulässig halte, und dagegen zeige, was ich für die einzig zuträgliche Art von Emancipation für dieselben und für das weibliche Geschlecht überhaupt erkenne, müssen wir erst einen flüchtigen Blick über die Geschichte des weiblichen Geschlechtes werfen. Um indessen nicht zu weit zu gehn, kann ich aus der vorchristlichen Zeit nur die Griechen und Römer berühren; bei den orientalischen Völkern war und ist, wie wir ja wissen, die Frau so ausgemacht die Sklavin des Mannes, daß dies Verhältniß gar zu sehr außer dem Kreise der gegenwärtigen Betrachtung liegt. —

Wahrscheinlich würde es wohl Keiner vor uns gefallen, wenn sie sich plötzlich als Hausfrau in das alte Griechenland oder Rom versetzt sähe! Die unzähligen An-

nehmlichkeiten und Vortheile, welche wir durch die gesellige Bildung, durch das Theilnehmendürfen an schöngeistigen Genüssen, allmählig erlangt haben, und deren Werth wir jetzt oft, wie wir Menschen es mit jedem Besitze zu thun lieben, übersehn, waren damals dem Leben der Frauen so unbekannt und fern wie die goldnen Früchte der Hesperiden — ja eigentlich noch unbekannter, denn sie hatten nicht einmal eine Ahnung davon. Die Griechin, die dem Manne äußerst selten nach Herzenswahl, meist nur nach Uebereinkunft der gegenseitigen Eltern verbunden ward, führte, im Durchschnitt, ein höchst einförmiges zurückzogenes Leben in ihrem Gynäceum. So nannte man den Theil des Hauses, welcher der Frau mit ihren Töchtern und Sklavinnen zur abgesonderten Wohnung, meist im obern Geschoße, wenigstens immer in einem sehr entlegenen Theile des Hauses, angewiesen war. Hier verbrachte sie den Tag in häuslicher Aemsigkeit, theils mit der Erziehung ihrer Töchter beschäftigt, theils indem sie die Oberaufsicht über alle Angelegenheiten des Hauses führte, die täglichen Arbeiten unter die Sklavinnen vertheilte, bei deren Geschäften des Webens, Spinnens und Stickens zugegen war, und selbst die künstlichsten Arbeiten verfertigte. Außer ihrem Manne, durfte sie hier von andern Männern nur die nächsten Verwandten bei sich sehn, und hatte bei Gastmählern nur Zutritt, wenn dieselben sich auf Verwandte beschränkten; bei allen andern war sie ausgeschlossen. Der Mann war ihr in der That ihr „Herr“, und sie nannte ihn meist auch nur so. Oeffentlich erschienen Frauen und Jungfrauen beinah nur bei Götter- und Vaterlands-Festen, bei feierlichen Umzügen und Opfertänzen. Hier war es auch allein wo Jungfrauen und Jünglinge in einige Berührung miteinander kamen, und dann und wann der Grund zu den wenigen ausnahmsweise aus Liebe geschlossenen Ehen gelegt ward. Auch an den Hochzeitsfeierlichkeiten durfte indessen das weibliche Geschlecht Theil nehmen.

Daß bei einem solchen Leben an keine höhere geistige Bildung der Frauen gedacht werden kann, begreift sich leicht. Auch suchte und wollte der Mann eine solche nicht bei ihnen; in männlichen Freundschaften, und im Umgange mit kunst- und geistreichen Hetären, fanden Herz, Phantasie und Sinne desselben die höchste Befriedigung — die Frau war ihm nur die Mutter seiner rechtmäßigen Kinder und die Verwalterin seines Hauswesens.*)

*) Meinen Leserinnen muß ich hier indessen bemerken, daß Alles eben Gesagte nur als im Allgemeinen gültig zu betrachten ist; Ausnahmen gab es auch hier, und sogar in ganzen Stämmen. Representantin des angegebenen, sehr orientalisirten Standpunktes der Frauen war, in Griechenland selbst, das Ionische Athen, und die meisten griechischen Staaten scheinen ihm darin gefolgt zu seyn; am allerunbedingtesten slavisch abhängig war die Frau indessen bei den Joniern Kleinasien's. — Sene Ausnahmen erschienen hauptsächlich im Dorischen Stamme, und namentlich besonders im Dorischen Sparta, wo die Ehe mehr einen occidentalischen Charakter hatte, wo Jünglinge und Jungfrauen in freierem Verkehr miteinander standen, wo daher öfter wirkliche Liebe die Verbindungen knüpfte, wo der Mann seine Frau durch den Namen „Herrin“ ehrte, und diese, im Vergleich zu den meisten andern griechischen Frauen, in so hohem Ansehn stand, und so vielen Einfluß auf den Mann ausübte, daß die übrigen Griechen den Spartanern wohl spottend vorwarfen: sie ständen unter dem Joche und der Knechtschaft ihrer Frauen. — Auch die Frauen der Pythagoräer, gleichfalls Dorischen Stammes, wurden hoch geehrt, und manche unter ihnen zeichneten sich durch ungewöhnliche Geistesbildung aus; — wie ebenfalls der Aeolische Stamm — (man denke an die Lesbischen Dichterinnen) — den Frauen einen höhern Geistesaufschwung nicht versagte. — Doch Alles dies kann hier nur angedeutet werden; diejenigen meiner Leserinnen, die über diesen für unser Geschlecht so interessanten Gegenstand Ausführlicheres zu wissen wünschen, muß ich auf mein, nächstens erscheinendes Werk: Biographien berühmter Griechen, in genauer Verbindung mit der gleichzeitigen Geschichte Griechenlands dargestellt; nebst ausführlichen Nachrichten über Erziehung, häusl. Leben,

Die Lage der Römerinnen war in mancher Hinsicht schon besser. Zwar hatte auch in Rom der Mann große Vorrechte: wie er der unbeschränkte Herr über Leben und Freiheit seiner Kinder war, so daß er sie tödten oder verkaufen konnte, ohne irgend Jemanden Rechenschaft davon zu geben, so war ihm meist auch die Frau unbedingt, oder doch auf sehr ausgedehnte Weise unterworfen; die Art der Vermählung, die dreifach war, entschied darüber. Im ersten Falle war sie ganz das Eigenthum ihres Mannes, dem nicht nur ihr Vermögen, sondern sogar auch ihr Leben gehörte, was zu endigen in seiner Willkühr stand. In Jedem Falle war der Mann der Vormund seiner Frau, wie den überhaupt alle Römerinnen, Frauen und Jungfrauen, nie aufhörten unter Vormundschaft zu stehn, und nicht frei über ihr Vermögen beschließen konnten; nur die Vestalinnen wurden davon ausgenommen, so wie später in der Kaiserzeit, durch ein besondres Gesetz, auch die freigebornen Mütter von drei, und die freigelassenen Mütter von vier Kindern. Auch in Rom ward die Neigung der Jungfrau bei der Wahl des Gatten selten befragt; in der Regel beschloßen die Väter, und die Kinder folgten. Doch wie gesagt, in mancher Hinsicht war dennoch die Lage der Römerin angenehmer als die der Griechin.

Ob die edlere, großartige Charakter-Würde der alten Römerinnen die natürliche Folge der achtungsvollen Art

Stellung der Frauen, Sitten, Poesie, Kunst u. s. w. bei den Griechen — verweisen.

Auch muß ich noch bemerken, daß die Lage der Frau in Griechenland sich nicht immer ganz gleich war; so scheint im Heldenalter, wenn wir nach Homer und den Tragikern urtheilen, das weibliche Geschlecht freier mit dem männlichen umgegangen zu seyn, an den Gastmahlen Theil genommen zu haben, und überhaupt öfter durch freie Liebe die Verbindungen geknüpft worden zu seyn. — Ich konnte hier nur die Lage des weiblichen Geschlechtes so schildern, wie sie in Griechenland am längsten bestand.

war, womit der römische Staat wie der einzelne Bürger, im Durchschnitt, die Frauen behandelte, oder ob die Behandlung unwillkürlich durch jenes gleichsam angeborne edlere Wesen derselben hervorgerufen ward, kann ich nicht sagen; genug, beides war vorhanden. Die römische Geschichte ist nicht nur reich an wahrhaft edlen, weiblich großartigen Frauen, sondern auch reich an Beispielen von ungewöhnlicher Gattenliebe, und von der kindlichsten Verehrung der Söhne gegen ihre Mütter. — Die häusliche Lage der Römerin war, unerachtet der vom Gesetze dem Hausherrn eingeräumten Gewalt, dennoch viel freier als die der Griechin. „Die römische Frau (sagt Cornelius Nepos, in der Vorrede zu seinem Leben ausgezeichneter Feldherren) bewohnte den vordersten Theil des Hauses, sie erschien im Besuch- und Gesellschaftszimmer, und durfte ihren Mann, ohne die Sitte zu beleidigen, sogar zu Gastmahlen begleiten“; auch bei den Schauspielen und andern öffentlichen Vergnügungen durfte sie gegenwärtig seyn. Wenn der Mann sie auch nicht auf eine romantische Weise anbetete, so achtete er sie doch genug, um sie oft bei seinen wichtigsten Unternehmungen zu Rathe zu ziehen, und sie an seinen Sorgen und Hoffnungen Theil nehmen zu lassen. Freilich hing Alles dies vom individuellen Charakter ab — aber ich frage: hängt nicht auch jetzt noch alles Glück und Unglück von der Individualität derjenigen ab, die ein Verhältniß bilden? — Daß der Geist der Römerin durch diese Umstände im Durchschnitte einen höhern Grad von Bildung erlangen mußte, als der der Griechin, ist klar. Doch war es immer eine ganz andre Art von Bildung als die unsrige, und nichts weniger als eine ästhetische. — Auch die römische Frau führte die Aufsicht über ihr Hauswesen und ihre Sklavinnen, und beschäftigte sich und diese auch damit, die Kleider für Mann und Kinder zu weben.

Als mit den ungeheuern Eroberungen der Römer der

Zugendvergiftende Luxus in Rom einzog, entarteten allmählig auch die Frauen; an der Sittlichkeit des Mannes hatten sie sich emporgeraunt — mit ihr sanken auch sie. Und so wie immer entartete Frauen der abscheuerregendste Anblick gewesen sind, den die Menschheit darzubieten vermag, so übertrafen auch die Schlechtesten unter den Römerinnen beinah die schlechtesten Römer. —

Endlich erschien das Christenthum, und durch seine Lehren wurde, wie über so vieles Andre, so auch über die Rechte des weiblichen Geschlechts eine ganz andre Ansicht verbreitet. Schon die heilige Sage: Christus, der Sohn Gottes, sei von einem sterblichen Weibe geboren, verbreitete einen wunderbaren Glanz über das ganze Geschlecht. Er selbst verschmähte nicht den Umgang mit Frauen, er würdigte sie seines Gesprächs und fand Wohlgefallen an ihrer Glaubens-Hingebung und ihrer Lernbegierde. Seine Lehre stellte dieselben nicht als dem Manne unterworfenen Sklavinnen dar, sondern als die gleiche Hälfte der Menschheit, und seine Aufforderungen zur selbstständigen, auf Ehrfurcht gegen Gott gestützten Tugend sowohl, wie seine Verheißungen, waren eben so sehr an das weibliche, wie an das männliche Geschlecht gerichtet. — In dem ursprünglichen Streben des Christenthums, die Sinnlichkeit überhaupt im Menschen so viel wie möglich zu tödten, wenigstens fortwährend einem höhern Sittengesetze zu unterwerfen, lag auch zugleich der Keim zu einer geistigern Liebe zwischen den beiden Geschlechtern. Eine neue, innere Welt des Gemüthes, von welcher der Mensch bisher nur Ahnungen gehabt, erschloß sich ihm mit ihrem ganzen Zauber und verklärte alle Verhältnisse. Die Ehe erhielt eine Heiligkeit, die auch der christliche Mann anerkennen sollte; die eheliche Treue war fortan nicht mehr eine freie Liebesgabe von seiner Seite, sie ward auch ihm zur Pflicht gemacht u. s. w.

Diese und ähnliche Ideen des Christenthums hatten

nun aber in keinen günstigeren Boden fallen können, als derjenige war, welchen sie im natürlichen Charakter der alten Germanen fanden. Keuschheit und eheliche Treue, waren Eigenschaften die schon Tacitus bewundernd an ihnen rühmt, indem er zugleich ihre große Verehrung der Frauen berichtet; denn, sagt er, „sie glauben, daß etwas Heiliges und der Geist der Weissagung in denselben sey, daher verwerfen sie weder ihren Rath, noch verachten sie ihre Aussprüche.“ Bei einem Volke, welches in seinem heidnischen Zustande schon so dachte, mußten die Vorschriften des Christenthums leichter Eingang finden, als bei irgend einem andern; und so war es auch. — Als später der Geist des Ritterthums erwachte, war es auch wieder bei den Deutschen, wo die, aus religiöser Begeisterung und irdischen Liebesgefühlen gemischte Schwärmererei desselben sich am glühendsten in Wort und That aussprach. Die Frauen wurden, neben der Gottheit, Gegenstand der Anbetung; Ritter und Sänger, oft beides in Einer Person — wie die meisten der Minnesänger — huldigten ihnen, und setzten in den gefährlichsten Kämpfen freudig das Leben ein, um ihren Beifall zu erringen. Früh erkohr der ritterliche Jüngling sich eine Gebieterin seines Herzens, welcher er in keuscher Treue und in unbedingter Hingebung zu dienen gelobte, und deren Schönheit und Tugend er gegen männiglich behauptete und vertheidigte. — Auch die Troubadours in Frankreich machten es sich zum Lebensgeschäft, den Frauen zu huldigen. Wie aber sie von Anfang an die Liebe weniger ernst als die teutschen Ritter und Sänger, mehr wie ein fröhliches, tändelndes Spiel behandelt hatten, so entstanden auch in ihrem Lande die sogenannten Cours d'Amour, d. h. Minne- oder Liebeshöfe, aus Rittern, Dichtern und Damen bestehend, wo auf spitzfindig scherzhafte Weise über zweifelhafte Liebesfälle durch ernste Arrêts d'Amour entschieden ward; und die Courtoisie und Galanterie gegen das weibliche Geschlecht

überhaupt, verdrängte von hier aus immer mehr den innigen Ernst ächter Liebe aus dem Leben der Ritter. —

Die schwärmerische Zeit des Ritterwesens ging vorüber, und mit ihr jene übertriebene, auch äußerlich auf jede Weise sich darthuende Vergötterung der Frauen. Es ward immer mehr den Dichtern überlassen, dieselben als höhere Wesen zu feiern, und im gemeinen Leben erhielt in Deutschland immer mehr eine etwas schwerfällige, engbegrenzte, dann und wann auch nicht wenig langweilige Häuslichkeit, den Sieg über die phantastevollen Lebens- und Liebes-Ideen der Ritter, und in Frankreich blieb nur noch der Schein des ritterlichen Minnedienstes, die schon genannte Galanterie zurück, die aber freilich dort, durch das ausgezeichnete Talent zur Geselligkeit, und die feine, lebendige Beweglichkeit des französischen Geistes, einen eignen Zauber erhielt. Wenn anderwärts ächte weibliche Tugend vielleicht eine tiefer gefühlte Verehrung fand, so war Frankreich doch das Land, wo von Franz I Zeiten an, die Frauen immer entschiedner die herrschenden Gesetzgeberinnen der Gesellschaft wurden, und wo, seit beinah zwei Jahrhunderten, die geistreichen unter ihnen sogar einen nicht zu berechnenden Einfluß auf die Literatur, durch den Einfluß ihres Umgangs nehmlich, der von den ausgezeichnetsten Männern eifrig gesucht ward, ausübten. —

Ich habe hier nur aus der christlichen Zeit Deutschland und Frankreich berührt, weil es in diesen beiden Ländern laut gewordne Ideen sind, mit welchen wir hier zu thun haben, und weil für weitere Abschweifungen hier nicht der Ort ist. Auch ist in den civilisirten Ländern Europa's heutiges Tages die Lage der Frauen in den Hauptfachen sich wohl ziemlich gleich; freilich hat sie bei den verschiednen Völkern ihre Modifikationen, wie sie es in Einem Volke nach den verschiednen Individualitäten der Eheherren auch hat. Im Allgemeinen kann man aber sagen: die Frau hat jetzt nicht nur das Gesetz und

die Landesreligion für sich, sondern auch in sofern die Meinung aller nur einigermaßen humanen Männer, daß Derjenige, der seine Frau mit Geringschätzung und Härte, wie ein ihm sklavisch unterworfen Wesen behandelt, in ihren Augen als ein Mann ohne Erziehung erscheint, und daß sie es für Pflicht ansehen, wenn auch nicht immer Treue, so doch wenigstens achtungsvolles Benehmen zu beobachten. — Die Zeiten der Sklaverei für die Frauen sind vorbei — (so weit sich das nehmlich von irgend einem menschlichen Zustande sagen läßt! denn welcher Mensch litt nicht wohl einmal, eine Zeitlang, unter irgend einem sklavischen Verhältnisse, oft indem es mit Rosen umkränzt, oder mit Gold geschmückt schien?!) — aber so lange die Erde besteht, wird es dennoch heißen — und heißen müssen —: „Und er sey dein Herr!“ — Warum, und in wiefern? das wollen wir nun untersuchen.

Schon zu einem freundschaftlichen Zusammenleben, sind es nicht die ganz gleichen, in Fehlern und Tugenden wie aus Einem Gusse gebildeten Charaktere, die am besten für einander passen; sondern das Verhältniß wird gewiß am innigsten, wo Einer den Andern ergänzen, wo Beide gegenseitig geben und empfangen können, wo der Eine am Andern liebend bewundern kann, was ihm selbst fehlt, wo dabei aber zugleich, durch eine gewisse Uebereinstimmung der Gefühle und Ansichten über die Hauptlebensfragen, die Verschiedenheit der Charaktere ausgeglichen wird — wo, mit Einem Worte, Harmonie, nicht Eintönigkeit herrscht. — Man blicke auf die glänzenden Freundschaftsgestirne am Mythenhimmel der alten Welt! in allen wird man die Wahrheit dieses Satzes bewiesen finden. Nur Ein Beispiel davon will ich vorführen. Nicht ein zweiter Achilleus war der vertraute Herzensfreund dieses Löwenmüthigen, edel denkenden, aber heftig und glühend fühlenden, furchtbar zürnenden Heldenjünglings — es war der sanfte, innige Patroklos, der mit dem

Freunde wohl die edle Denkweise und die unerschütterliche Tapferkeit gemein hatte, aber den Brausenden durch die sanfte, ruhige Festigkeit seines Wesens zu beschwichtigen, den ungestüm Fühlenden durch die milde Wärme seines liebevollen Gemüthes zu beruhigen und zu beglücken verstand. Wäre Patroklos, bei derselben edlen Denkungsart, eben so heftig und durchgreifend in seinem ganzen Wesen gewesen wie Achilleus, gewiß wären sie nie Freunde geworden, wenigstens nicht geblieben. —

Unter allen menschlichen Verhältnissen ist nun die Ehe das innigste. (Ich spreche hier natürlich nur von der Ehe in ihrer ächten, schönen Gestalt; die tausend und Millionen Verkrüppelungen derselben gehn mich nichts an.) In ihr verbinden sich zwei liebende Menschen zum vertrautesten, Alles gemeinschaftlich tragenden Zusammenleben. Rechte Liebe wird von Jahr zu Jahr mehr Freundschaft, volltönender Zusammenklang der Seelen. Dazu gehört, ich wiederhole es, neben nothwendiger Ähnlichkeit in gewissen Dingen, auch eine bestimmte Verschiedenheit in andern. — Wenn schon im Verhältniß der Freundschaft, das weibliche Princip neben dem männlichen gewissermaßen nothwendig erscheint, um ihre Dauer zu sichern, so kann ich mir eine im edlern Sinne dauernd glückliche Ehe vollends nicht ohne dasselbe denken. Der Bund der Freundschaft ist kein gegenseitiger Vertrag zu gemeinschaftlichem Leben, wie die Ehe es ist; nur die Herzen schließen ihn, ohne daß meist dadurch in der äußern, bürgerlichen Existenz irgend etwas verändert oder bindend bestimmt werde. Findet es sich im Lauf der Zeit, daß beide Herzen gleich trotzig, gleich heftig, gleich herrschsüchtig sind, so daß beide nicht nachzugeben vermögen, so hindert sie Nichts augenblicklich das Verhältniß wieder zu lösen — sie mögen sich unglücklich darüber fühlen, aber es ist keine, ihr ganzes häusliches und bürgerliches Leben verändernde und erschütternde Be-

gebenheit. Wie ganz anders ist es mit der Ehe! Ich sagte nicht, ihre Dauer werde durch jenes weibliche Princip bedingt — denn wie vieles Andre ist, was mit unausweichbarem Zwange die unglücklichsten Ehen zusammenhält, in denen schon lange keine Rede mehr von dergleichen Herzensverhältnissen ist! sondern ich sagte, die Ehe könne nur dauernd glücklich seyn, wenn jenes sich vorfinde. Eben weil es meist aus so unzähligen Ursachen so schwer wird, die eheliche Verbindung wieder aufzulösen, eben darum ist dasselbe doppelt nöthig. Es wird aber von selbst wegfallen, wenn die Frau dem Manne durchaus ganz so gegenüber stehen will wie er ihr. Nur sehr wenigen, höchst ausgezeichneten Menschen (männlichen wie weiblichen Geschlechts), ist es gegeben, ihr eigenthümliches Wesen vom Einflusse der Verhältnisse frei zu erhalten; die Meisten von uns erhalten in diesen Verhältnissen ihre innere Gestaltung, wie das Gußwerk seine äußere in der Form. Wenn die Frau dieselben Rechte erhält wie der Mann, wenn sie auf seine Art denken und handeln soll, so wird sie auch bald aufhören Weib zu seyn — und nicht nur dem Manne, sondern auch ihr selbst zum Unglücke! — Was ist in einer guten Ehe die Aufgabe der Frau? — Sie soll, im höchsten Grade, das seyn was schon in der Freundschaft im Durchschnitt, (denn auch von dieser Regel wie von jeder, gibt es einzelne Ausnahmen), der eine der Freunde wenigstens einigermaßen seyn muß, das, was ich das weibliche Princip nannte: Liebe soll sie lehren, den Zorn des heftigern Mannes durch sanfte Geduld zu brechen, das ungestüme Feuer seiner Leidenschaften durch den Zauber gleichmäßiger Herzensliebendwürdigkeit auf den heiligen Altar der Ehe zu bannen, die Sorgen und Mühen des oft so schwer belasteten durch jene gemüthliche, still und freundlich sorgende Häuslichkeit zu erleichtern, deren sanftem, beglückendem Einflusse ein edler Mann nie widersteht; sie soll nicht wie eine

Skavin die Befehle ihres Mannes einholen, aber seine Wünsche sollen ihr theure Befehle seyn; sie soll ihn in allem Rechten, Großen und Schönen durch liebevolle Anerkennung seines Strebens zu immer egerem Eifer beseelen, seinen Ideen zu folgen suchen, und seine Hoffnungen wie seine Befürchtungen theilen; und ist er, im heftigen Verfolgen seines Zieles, in Gefahr abzuirren vom schmalen Pfade des Rechts, so soll das wachende Auge der Liebe ihn warnen, und die treue Hand der Gattin ihn mit sanfter Gewalt zurückziehen. So wird der Mann sie dankbar als seinen guten Genius verehren, und sie wird, in der Demuth der ächten Liebe, zu ihm dennoch wie zu der Gotttheit ihres Lebens aufblicken. Ihre Ehe wird wirklich ein Ganzes seyn, welches aus zwei verschieden gebildeten, aber genau in einander passenden Hälften zusammengesetzt ist, und eben der sich gegenseitig ergänzenden Verschiedenheiten wegen nur desto fester in einander gefügt bleibt.

Die nothwendige Aehnlichkeit zwischen Mann und Frau, ist also eine gewisse Uebereinstimmung der Ideen über das, was das Leben zu einem wahrhaft würdigen oder verächtlichen macht, mithin eine in den Hauptsachen, gleiche Denkweise; und eine solche Uebereinstimmung der Empfindungsweise daß die Gefühle welche durch Ideen, Begebenheiten, Menschen, Kunst, u. s. w. in Beiden erweckt werden, einander nicht grell gegenüberstehn, sondern, wie verwandte Töne, in einander fließen zu Einem Akkord. — Die eben so nothwendige Verschiedenheit habe ich ausgesprochen indem ich sagte, wie die Frau zum Manne stehn müsse. —

Keine meines Geschlechts werfe mir nun ein, daß in dieser Stellung der Frau irgend etwas Herabwürdigendes, Demüthigendes liege — ich würde ihr antworten: daß sie durch diesen Einwurf nichts anderes bewiese, als daß sie nie irgend Etwas mit ganzer Seele geliebt habe. Wenn in einem weiblichen Herzen wahre

Liebe herrscht, so gehn in dieser alle Gefühle des Stolzes und des Rechthabens gegen den geliebten Gegenstand unter*). Die reinste, eigenthümlichste Größe des Weibes ist liebevolle, gleichsam unbewusste Selbstvergessenheit — und es ist eine Größe, die beinahe immer im Laufe der Zeit, auf irgend eine Weise ihre Anerkennung findet, und gewiß in sich selbst wenigstens den Lohn eines schmerzenstillenden, beruhigenden Friedens trägt. Selten oder wohl nie, widersteht der nur einigermaßen edle Mann auf die Dauer ihrem sanften, heiligen Zauber; was er, der Starke, Trotzige und Stolze, einem gleichen Wesen in seinem Weibe nie gewährt hätte, das räumt er allmählig, unwillkürlich und verehrend, der stets gleichen liebevollen Sanftmuth ein. So ward schon manche Ehe, die im Anfange, nachdem der erste Rausch der Leidenschaft beim Manne verflogen war, eine recht unglückliche zu werden drohte, durch dies eben so liebevolle als kluge Benehmen der Frau zu einer wahrhaft glücklichen. —

Wenn Alles das, was ich hier auf den letzten Seiten gesagt habe, wahr ist, (wie ich selbst die moralische und auf Beobachtung gegründete Ueberzeugung davon habe) so ist gleichfalls der Satz nothwendig wahr: daß die Frau dem Mann durchaus nicht so gegenüber stehen darf wie er ihr; — sie muß sich hingegen nothwendiger Weise in einem einigermaßen abhängigen Verhältnisse von ihm fühlen. Was in der Freundschaft freiwillige Unterordnung des einen Theiles

*) Wenn ich von der Ehe im ächten, schönen Sinne spreche, so sehe ich zugleich stillschweigend voraus, daß dieselbe aus keinen Nebengründen, sondern aus wahrer Herzensneigung geschlossen worden sey, indem in meinen Augen ein Heirathen ohne Liebe die tiefste Selbstentehrung ist, womit ein weibliches Wesen sich beslecken kann.

ist, das muß ihr heilige und ihr theure Pflicht seyn. Von vorn herein muß sie sich bei Knüpfung des meist unauflösbaren Bandes sagen: daß bei einer lebenslänglichen Verbindung zweier Menschen zu täglichem, Alles gemeinschaftlich erfahrendem Zusammenseyn, oft der Fall eintreten könne, wo Gefühle und Ansichten entgegengesetzt seyen, und daß in solchen Fällen, das Nachgeben und sich Fügen an demjenigen Theile sey, den die Natur selbst schon als den schwächern, schutzbedürftigen bezeichnet habe. Woher käme es doch wohl, daß uns Allen unwillkürlich ein Mann verächtlich ist, der sich von seiner Frau beherrschen läßt, auch wenn diese ihm an Geist und Bildung überlegen ist, daß wir hingegen für eine, tyrannisch vom Manne beherrschte Frau weniger Verachtung als Mitleid empfinden, wenn diese Gefühle nicht in der Natur der Sache tief begründet wären? — Und ich will annehmen, es gäbe Ehen, wo Mann und Frau sich so vollkommen gleich an Kräften, Fähigkeiten und Bildung des Geistes, an Stärke des Charakters, an Vielseitigkeit und Tiefe des Wissens, an Eigenthümlichkeit des Wirkens wären, wo der Mann freiwillig sich ganz seiner Frau nur gleich stellte, so daß gleichsam der geistige Unterschied der Geschlechter aufhörte — o! wie viele der schönsten Blüthen am Baume der Welt würden welken und auf immer ersterben! Vergiftet man denn ganz die holden Charitinnen, die zugleich so anmuthigen und so himmlischen Dienerinnen der Liebe?! Wo sollen sie ihren Altar finden auf Erden, wenn nicht im Herzen und Leben des Weibes?! Sie aber sind nicht die herrschenden, sondern eben die dienenden Göttinnen, die sich in holder Anmuth und heiterer Selbstvergessenheit der Verschönerung und Ausschmückung eines fremden Daseyns widmen; die nie sich, sondern stets nur den Gegenstand ihrer liebevollen Sorgfalt im Auge haben; die nur da Ruhm, Glück und Freude zu finden

glauben wo jener dieselben erntet.*) Ihre bezaubernde Holdseligkeit, des innern und des äußern Wesens, endigt aber da, wo das Weib dem Manne, ein zweiter Mann an Willen, Forderungen und Rechten, entgegentritt. Da suchen wir vergebens jenes liebevolle Anschmiegen an den Geliebten, jenes unbewußte Sichversenken in seine Wünsche und Lieblingsideen, jene anspruchlose, gleichsam kindliche Anerkennung seines höhern Geistes, es sey in Bildung, Wissen, Denken oder Wollen, und jene tief innige, unbedingte Hingebung! alle diese schönen Zeichen der himmlischen Charis, die uns, wo wir sie erblicken, mit so reinem Entzücken erfüllen! — Und nicht der Männer wegen wär es wahrhaft zu bedauern, wenn all dieser holde Schmuck des täglichen Lebens demselben geraubt würde, sondern unseretwegen; denn eine der schönsten Naturanlagen unsres Wesens bliebe unausgebildet, wenn wir dem anmuthigen Dienste dieser holden Göttinnen entsagen wollten, um einer uns fremden Größe nachzustreben! Keine antworte mir, nicht einer Jeden sey es möglich ihnen zu dienen. Warum nicht? Gibt es etwa nur eine äußere Anmuth? Steht nicht die Anmuth der Seele, die sich auf tausendfache Weise im Lieben, Handeln und Dulden zeigt, noch unendlich höher? Sie aber meynte ich ja auch vorhin hauptsächlich, die äußere nur nebenbei. Nach ihr aber kann eine Jede von uns streben, sie sey noch so arm an Reizen der Gestalt. —

Doch auch noch aus andern Gründen muß der Mann der „Herr“ über Weib und Haus bleiben (ich setze natürlich immer voraus: im edlen, humanen Sinne, nicht wie er es über die sflavisch abhängige jonische Griechin war). Denn welche unselige Verwirrung der ehelichen, elterlichen, häus-

*) Ueber die Charitinnen, deren schöne, tiefere Bedeutung so oft verkannt wird, siehe meine Mythologie der Griechen und Römer. Leipzig. J. A. Barth.

lichen Verhältnisse überhaupt würde nur zu bald einreißen, wenn er aufhörte es zu seyn? Wo wäre das Ende der Zwistigkeiten, wenn beide Eheleute sich gleich unabhängig fühlen wollten! Wehe den Kindern einer solchen Ehe! — Wie oft tritt jetzt der Fall ein, wo die verständige Frau wohl klar einseht, daß sie Recht hat, dennoch aber geduldig schweigt, indem sie der Preponderanz gedenkt, die dem Manne in ehelicher und bürgerlicher Hinsicht nun einmal durch Religion und Herkommen eingeräumt, durch die Natur selbst zugewiesen ist! Gewiß würde sie oft nicht schweigen, wenn sie sich ganz unabhängig fühlte — und wer würde darunter leiden? Nächst ihr selbst, ihre eignen Kinder! und diese auf nicht zu berechnende Weise; denn ein verderblicheres Gift für die sich entwickelnden Gemüther der Kinder möchte es wohl kaum geben, als der öftere Anblick elterlicher Uneinigkeit und Zänkerey. —

Und sollten die Frauen das Regiment der Ehe führen — wie wenige unter ihnen würden es auf eine würdige und verständige Weise zu thun vermögen! Nein! so wie der Mann im staatsbürgerlichen Leben der Handelnde, dasselbe Gestaltende und Beherrschende ist, so muß er auch, der ganzen Natur der Sache nach, im ehelichen und häuslichen Leben die letzte, entscheidende Instanz bleiben, wenn die glücklichen Ehen nicht noch seltner werden sollen, als sie es jetzt schon sind! —*)

*) Es versteht sich wohl eigentlich von selbst, daß ich bei Allem, was ich über die eheliche Stellung der Frauen gesagt, einen edlen, humanen Mann vor Augen gehabt habe! Denn so tadelnswürdig mir eine Frau erscheint, die einem solchen nicht mit der vollen Hingebung der Liebe gegenüber steht, eben so tadelnswürdig finde ich es hingegen auch, wenn die Frau sich von einem wirklich erbärmlichen, weder Achtung noch Liebe verdienenden Manne mißhandeln läßt. Auch wir haben unsere Menschenwürde, die wir unter keiner Bedingung mit Füßen sollen treten lassen. — Dies nur damit man mich nicht mißverstehe. —

Ist man über das bisher Gesagte mit mir einverstanden, so wird man mir auch zugestehn daß die Frau ihre eigenthümlichste, und mithin schönste Wirksamkeit im häuslichen Kreise finden muß. Ist ihr ganzes Wesen so, wie ich es geschildert, so wird ihr jedes Auftreten zu öffentlichem Handeln nicht nur an sich widerstehn, sondern sie wird auch glauben, viel zu heilige und wichtige Pflichten im engen Bezirke ihres Hauses zu erfüllen zu haben, als daß ihr Zeit bliebe, handelnd und berathend, in die Angelegenheiten des Staates eingreifen zu können. Welch eine ganz andre Erziehung, welch' ein ganz andrer Bildungsgang gehörte auch dazu, daß sie es auf eine Weise zu thun vermöchte, die dem Staate selbst nicht gefährlich würde! Regierten wir Frauenzimmer, (so wie wir jetzt sind, und in den Hauptpunkten auch gewiß bleiben sollen) mit, da würde man erst einmal sehn, was „demagogische Umtriebe“ sind! Nur den Schatten davon hätte die Welt bis jetzt kennen gelernt! — Dies sag ich nicht im Scherz, sondern es ist meine ernste Meinung. —

Doch, ich nehme an, wir könnten uns allmählig zu solchen Geschäften heran bilden, und unserm Geiste könnte diejenige Gediegenheit gegeben werden, die in Staatsfachen wie in andern vor verderblichen Extravaganzen bewahrt — wer soll, dann während wir öffentliche Geschäfte besorgen, während wir in der Ständerversammlung sitzen, und dem Scheine nach so hochwichtige, dem Wesen nach oft so tiefnichtige Sachen mitberathen, wer soll unterdessen frage ich, zu Hause die Kinder pflegen und erziehen, das Hauswesen leiten, die schöne Gemüthlichkeit des täglichen Lebens in steter, süßduftender Blüthe erhalten? oder ist das Alles nichts? Sollen wir vielleicht glauben, der Mensch sey des Staates wegen da, und nicht der Staat des Menschen wegen? — Doch selbst dann, wenn wir das Wohl und die Blüthe des Staates als höchsten Lebenszweck des einzelnen Menschen zu betrachten vermöchten, selbst dann wäre

es ja dennoch von der ausgemachtesten Wichtigkeit, daß des künftigen Staatsbürgers Kindheit und Jugend unter der sorgfältigen Aufsicht und Leitung der mütterlichen Liebe stände! Wie viele große, berühmte Männer haben es dankbar bekannt, daß der Keim des Besten in ihnen durch eine treue, liebende Mutter in ihre junge Seele gelegt worden sey! Gewiß war dies keine Mutter die zugleich ein Staatsmann seyn wollte! denn so wahr wie es ist, daß der Mann einen andern Wirkungskreis hat als das Weib, eben weil er ein Mann ist, eben so wahr ist es auch, daß das was ihn in geistiger Hinsicht charakteristisch vom Weibe unterscheidet, eben durch die Natur jenes Wirkungskreises nur noch immer mehr ausgebildet wird — daß also das Weib, welches sich in jenen männlichen Wirkungskreis hineindrängt, nothwendig seine weibliche Eigenthümlichkeit immer mehr verlieren und die männliche immer mehr annehmen wird. Die Mutterliebe und Muttertreue ist aber eben die weibliche Eigenthümlichkeit in ihrer reinsten, vollkommensten Blüthe. Sie gedeiht aber nicht auf den sonnenglühenden Landstraßen des öffentlichen Lebens, sondern vielmehr im stillen, schattigen Haine des häuslichen Bezirkes. Da lebt und spielt die glückliche Mutter mit ihren Kindern, und lächelt im süßen Kreise derselben über die eiteln, undankbaren Mühen des männlichen Ehrgeizes. Dort ist ihre Welt, und sie ist die milde Sonne, die Licht in die jungen Geister gießt, und mit sanfter Wärme die unschuldigen Herzen durchströmt. Dort lehrt sie, indem sie vor den Augen ihrer Kinder ist, was sie seyn soll. Wie der Vater die Gefühle der Ehrfurcht erweckt, so sie die Gefühle der Innigkeit — und wohl dem Menschen, dessen frühesten Regungen aus dieser schönen Mischung gebildet waren! Ihm wird es später desto leichter werden, mit fester Kraft der Seele, Weichheit des Herzens zu vereinen. — Wie heilsam muß es ferner für den künftigen Staatsbürger

seyn, wenn er, als Knabe und Jüngling, täglich, stündlich, ein verständiges, geordnetes, Alles bedenkendes und berücksichtigendes Walten der häuslichen Mutter vor Augen hat! Wenn er sieht, wie durch verständige Ueberlegung und besonnene Umsicht das Schwierige leicht, das Verwirrte geordnet, das Unangenehme beseitigt wird, wie das Hauswesen gedeiht und durch Gemüthlichkeit beglückt, weil ein ruhiger, leidenschaftsloser Geist es leitet, und treue Liebe wacht und sorgt. — Die Frau und Mutter, die diesen Wirkungskreis verlassen könnte, um sich den Interessen des öffentlichen Lebens zu widmen, wäre dem Ehoren zu vergleichen der sein ächtes Gold wegwirft, um alchymistischen Träumen nachzujagen — der Unnatur und Pflichtvergessenheit eines solchen Handelns nicht einmal zu gedenken!

Wenn es aber wahr ist, daß die Mutter der Schutzgeist ihrer Kinder seyn soll, so ist ferner Reinheit des Herzens und des Lebens, gewiß nothwendige Bedingung. Man sehe doch um sich! Kann man mir Eine unkeusch lebende Frau zeigen, die zugleich im vollen Sinne des Wortes die Mutter ihrer Kinder zu seyn versteht, — dann will ich schweigen. Aber man wird es nicht können. — Das, was wir die weibliche Tugend nennen, diese schöne Verschmelzung körperlicher mit geistiger Keuschheit, hat da, wo sie in ihrem edelsten Wesen auftritt, das Charakteristische, daß sie alle anderen vorhandenen guten Eigenschaften wie ein himmlischer Lebenshauch durchdringt, reinigt, veredelt und befestigt. Wo sie fehlt, da fehlt selbst der höchsten Schönheit des Weibes jenes bezaubernde Etwas, welches mehr ist als die Schönheit selbst — und dem geistigen Wesen desselben fehlt die eigentliche Seele, der schöne, feste Mittelpunkt, um den sich alle andern Tugenden in sichern Bahnen bewegen. — Ich behaupte zwar nicht, daß eine jede keusche Frau auch eine treue Mutter und eine liebenswürdige Gattin

sey; denn es gibt eine Keuschheit die nichts als ein Gemisch von Phlegma und Gefühllosigkeit ist, und die daher nur einen sehr untergeordneten Werth hat; — sie aber wird auch Niemand meynen, wenn ich von der ächten weiblichen Tugend spreche, die zwar nothwendig mit Reinheit der Gesinnung und des Lebens verbunden, aber auch eben so nothwendig auf klare, selbstbewusste Sittlichkeit gegründet seyn muß. —

Ich sagte, eine unkeusche Frau könne keine gute Mutter seyn. Eben so wenig wird sie es seyn können wie der Wolf ein treuer Hüter des Lammes seyn kann — er verschlingt es körperlich, und sie ist durch ihr unheiliges, verzehrendes Feuer die geistige Mörderin des Schönsten in der Seele ihrer Kinder! Denn man glaube nicht daß es hinreiche wenn die Mutter ihre Verirrungen vor den Augen ihrer Kinder verberge: das eigne Wesen, voll lüsterner Unruhe, welches leichtsinnige Frauen gewöhnlich an sich haben, ist schon Gift genug für die jungen, für jeden Eindruck so empfänglichen Seelen! Ihre Unschuld ist wie der Glanz des Stahles, den der leiseste Hauch besleckt. — Und nicht nur in dieser Hinsicht wird eine Solche eher nachtheilig als wohlthätig auf ihre Kinder wirken, sie wird auch den andern wichtigen Punkten der Erziehung nicht die gehörige Aufmerksamkeit schenken, denn ihr fehlt der heilige Ernst der Sittlichkeit. In eitlen Spiel und sinnlichen Genüssen verfließt ihr das Leben, und wenn die Kinder nur körperlich gedeihen, im Außern anständig erscheinen und dies und jenes lernen, was Mode oder Verhältnisse erheischen, so überläßt sie dem Zufall die Sorge für ihre Seelen. —

Und das unkeusche Weib als Gattin — darüber mögen Männer schreiben! Ich kann nur sagen daß mir der Mann verächtlich ist, der aus irgend einer Rücksicht mit einer Solchen verbunden bleibt. So thöricht es mir scheint, den Mann in Hinsicht auf geschlechtliche Vergehungen

mit unbedingter Strenge zu verurtheilen, so unbedingt ist die Verachtung die in meinen Augen das Weib verdient, welches, Frau und Mutter seyend, dennoch einem Andern sich Preis gibt. — Selbst das bloße Uebertreten der Sitte, ohne andres Vergehn, wird fortwährend von meinem Geschlechte als eine Entweihung seines eigenthümlichsten Charakters betrachtet werden müssen, wenn dieser Charakter selbst nicht darunter leiden soll. Der starke Baum troßt Sturm und Wetter, und grünt und blüht nachher nur desto schöner; wo die zartere Blume den Schutz des Hauses suchen muß, um nicht unterzugehen. So bedarf das schwächere, geistig und körperlich zarter organisirte Geschlecht der schützenden Umschirmung der heiligen Sitte, um dem Kampf des Lebens und der Leidenschaft, in welchem so leicht die eigenthümlichste Schönheit seines Wesens verlohren geht, minder ausgesetzt zu seyn als der stärkere Mann, dem ja von jeher eine ganz andre Größe und Tugend zugewiesen ward als uns! Bedächten jene Frauen, die eine Ehre darin suchen, in ihrem innern und äußern Leben die Männer nachzuäffen, wie lächerlich, ja widerlich sie jedem ächten und edel fühlenden Menschen dadurch erscheinen müssen, und wie das, was man am wirklichen Manne, eben weil er ein Mann ist, allenfalls mit Nachsicht beurtheilt, an ihnen durchaus verächtlich erscheint — sie würden schon aus Eigenliebe und Eitelkeit ein so thörichtes Streben dran geben, und sich begnügen, das, wozu die Natur sie bestimmt hat, in so hohem Grade, wie es ihnen nur möglich wäre, seyn zu wollen! —

Nachdem ich nun gezeigt habe, warum ich die Emancipation der Frauen in dem angeführten Sinne nicht für zulässig halte, bleibt mir noch übrig, meine eignen Ideen über das mitzutheilen, was mir als die einzig zuträgliche Art von Emancipation für dieselben erscheint.

Wenn wir ruhig über die Stellung des weiblichen

Geschlechts bei den Griechen und Römern, und in der Mitterzeit nachdenken, und dieselbe mit der jetzigen vergleichen, so werden wir gestehn müssen, daß die letztere doch die wünschenswertheste für uns ist. Denn so wenig uns die Lage der alten Griechinnen und Römerinnen be-
hagen würde, so wenig würde uns auf die Dauer auch die der mittelalterlichen Frauen und Jungfrauen gefallen. Ihr Zustand war ein Gemisch von Vergötterung und Sklaverei. Das ganze Geschlecht und die einzelnen Geliebten wurden wahrhaft vergöttert, besungen als himmlische Wesen, und mit großem Prunk als solche öffentlich verehrt; während unzählige Ehefrauen auf den einsamen Burgen in der grausamsten häuslichen Sklaverei seufzten, und jeder Noheit und Willkühr bloßgestellt waren. Man konnte vom damaligen Zustande des weiblichen Geschlechts mit dem vollsten Rechte sagen: „*que les extrêmes se touchent!*“

Daß es jetzt ganz anders ist, wissen wir Alle, und ich habe es auch schon berührt.

Ich muß also bekennen, daß ich die bürgerliche und eheliche Stellung, welche mein Geschlecht heutiges Tages in Allgemeinen in den civilisirten Ländern Europa's einnimmt, für diejenige halte, welche für die geistige und körperliche Beschaffenheit des Weibes am geeignetsten ist; die Gründe dieser Ansicht gehn aus allem bisher Gesagten von selbst hervor. Was ich die einzig zuträglichste Art von Emancipation desselben nannte, ist daher nicht eine Veränderung, sondern nur eine Beredlung seines Zustandes, durch eine gediegnere Geistesbildung. Ich muß mich hierüber ausführlicher aussprechen.

Unter den Männern, welche diesen Aufsatz lesen möchten, wird gewiß der Eine oder der Andre, bei dem Worte, „Geistesbildung“, die Stirne runzeln und vielleicht ausrufen: Noch nicht genug des eiteln, nichtigen Wissens?! fehlt es uns etwa an Frauenzimmern, die uns mit ihrem

sogenannten Geiste, mit ihrer überfeinen Bildung belästigen und quälen?!“ — Leider nein! muß ich antworten. Aber zugleich mache ich diese Ungeduldigen aufmerksam darauf, daß sie das Wörtchen gediegen übersehen haben. Wie gediegenes Gold von französischem Galanteriegold verschieden ist, so verschieden ist die Bildung, die ich meyne, von derjenigen, die dem weiblichen Geschlechte im Durchschnitte gegeben wird. Ich glaube, Regio heißt die Zahl Derer, welche sogar ihren Töchtern gar keine geben würden, wenn nicht die Mode, die eiteln Forderungen der Gesellschaft sie gleichsam dazu zwingen — denn hier fußt der Götz, dem Alles zum Opfer gebracht wird. —

Was für eine Bildung kann das aber seyn, welcher so erbärmliche Nebenzwecke zum Grunde liegen? Gewiß keine andre, als eine höchst oberflächliche, eitle, flitterhafte, nur für den Effekt berechnete Bildung, — geistige Galanteriewaare! Was von Wissenschaft und Kunst sich am besten zuschneiden oder in eine gefällige Form bringen läßt, das wird den bedauerungswürdigen Wesen, als Putz und Schmuck umgehängt, damit sie in der geselligen Welt glänzen, den Sieg über Ihresgleichen davon tragen, und wo möglich Herz und Hand irgend eines bethörten Mannes erobern! Können sie dafür, wenn endlich der hohle Boden ihres moralischen Seyns unter ihnen zusammenstürzt, und auf kurzen Glanz nur zu oft Schande und lang dauerndes Elend folgt?! Derjenige, welcher anders richtet als wir Menschen, wird auch einst, statt ihrer, Andre dafür strafen!

Doch auch selbst da, wo die Ansichten der Eltern über die Bestimmung ihrer Töchter einen edlern Charakter tragen, selbst da, wird mit der Bildung derselben oft wahrhaft unbegreiflich leichtsinnig verfahren! Es ist grade als ob mit einigem Wissen und Können alles gut gemacht wäre! als ob die ächte Bildung des Mädchens

nicht gleichfalls eine Durchdringung, Veredlung und Verschönerung des innersten Menschen seyn müsse, sondern eben nur etwas oberflächliche Verfeinerung, oder (wenn sie solide heißt!) eine Sammlung einiger nützlichen Kenntnisse, die bei Verarmung aushelfen, bei dauerndem Wohlstande vor Verlegenheit schützen können. wie z. B. fremde Sprachen, u. dgl. —

Nun kann aber, das räume ich gerne ein, das eheliche Verhältniß, so wie ich es schilderte, in seiner vollen Schönheit nur bei wirklich Gebildeten sich gestalten, nur bei Solchen, die das Leben in einer höhern Bedeutung aufzufassen, es durch eine himmlische Charis zu weihen und zu schmücken verstehn — und dies spricht nicht gegen Alles was ich gesagt, sondern dafür. Es beweist, daß es keine triviale, sondern im Gegentheile eine ideale Auffassung dieses Verhältnisses ist, nach deren Verwirklichung zu streben wohl der Mühe lohnt. Ich verbinde aber hier mit dem Worte „ideal“ nicht, wie es im gemeinen Leben so oft geschieht, die Idee von etwas Unausführbarem, nur in der Phantasie Bestehendem; sondern ich bezeichne damit den höchsten Punkt der sittlichen Schönheit dieses Verhältnisses. —

Wenn nun also wirklich nur eine, so recht in der edelsten Bedeutung des Wortes gebildete Frau, ihre Stellung in der Ehe als Gattin und Mutter im schönsten Sinne aufzufassen und zu verwirklichen vermag, so ist es also schon der ehelichen Bestimmung des weiblichen Geschlechtes wegen nothwendig, daß demselben eine etwas anders gestaltete Bildung gegeben werde als bisher. Hier lächelt vielleicht Mancher spöttisch, indem er meynt, ich wolle aus der künftigen Frau eine „Gelehrte“ machen! Er irrt sich aber sehr. Meiner Ansicht nach braucht das Mädchen gar nicht so vielerlei zu lernen als es meistens

geschieht. Man erlaube mir hier nur, ehe ich fortfahre, folgende persönliche Bemerkung. Ich bin gewiß weit davon entfernt, zu glauben, ich allein habe eine richtige Ansicht über weibliche Erziehung, und was ich hier darüber ausspreche, sey etwas ganz Neues, durch dessen Mittheilung ich die Welt beglücke — nein, wahrlich! so lächerlich gekennt bin ich nicht! Aehnliches mag schon oft gesagt worden seyn, es mag auch künftig noch oft gesagt werden, und so wenig fruchten wie es bisher gefruchtet hat — dennoch sage ich es gleichfalls, weil ich dadurch meine innerste Ueberzeugung von einer mir gewissermaßen ins Herz gewachsenen Wahrheit ausspreche. Ich wenigstens halte es für Wahrheit; mehr kann kein Mensch sagen, selbst kein männlicher — nur ein Gott könnte es. — Für diejenigen, die mich nicht kennen, füge ich noch hinzu, daß ich zwanzig Jahre lang die weibliche Jugend unterrichtet, und dieselbe beständig um mich gehabt habe, daß ich also wenigstens wohl in der Gelegenheit gewesen bin, Beobachtungen über diesen Gegenstand anzustellen und Erfahrungen zu sammeln. — Man bedenke aber wohl, daß ich hier nicht willkürlich, aus bloßer Schulmeister=Wuth in's Pädagogische übergehe — sondern weil das, was mir noch zu sagen bleibt, mich dazu zwingt.

Ich glaube nehmlich: So wie man, um von einem Felde edlere Früchte zu ziehen als bisher, dessen Boden mit weit größerer Sorgfalt bearbeiten muß als es vorher geschehn, so muß auch die weibliche Jugend auf eine ganz andre Weise bearbeitet und geleitet werden, wenn das weibliche Geschlecht überhaupt eine gewisse edlere Mündigkeit des Charakters, und diejenige Geistesbildung erlangen soll, die zu einer schöneren Auffassung des Lebens nöthig ist.

Der Hauptfehler welcher, meiner Ansicht nach, bisher bei der Erziehung und dem Unterrichte des weiblichen Geschlechtes gemacht worden ist, besteht darin, daß man es

für hinreichend hält, wenn die jungen Mädchen außer den Elementar= Kenntnissen und den weiblichen Geschicklichkeiten, noch einige allgemeine oberflächliche Kenntnisse von Geschichte, Mythologie, Geographie und Naturgeschichte erlangen, wenn sie eine oder zwei Sprachen plappern lernen, und etwas singen, oder Klavier spielen, oder zeichnen können, oder auch Alles das zusammen — ohne weiter Sorge dafür zu tragen, daß das Wissen in ihnen zu einem geistigern Leben sich gestalte, daß es einen veredelnden Einfluß auf ihr Gefühl, einen läuternden und stärkenden auf ihren Charakter ausübe. So wie nur zu oft beim Knaben das Wissen als ein bloßes Mittel zu künftigem Brod=erwerb betrachtet wird, so sieht man meist dasselbe beim Mädchen für einen bloßen Puz an. Man braucht nur um sich zu blicken, um zu sehn, was Männer in höherer Beziehung geworden sind, deren Bildungsgang auf solchen Ideen fußte! — und muß sich dann nicht wundern, daß das schwächere Geschlecht, wenn es gleichfalls auf trivial=, wenigstens auf frivolgestaltete Weise herangebildet worden, noch weniger edeln und höhern Forderungen zu entsprechen vermag! Wann wird man dies endlich einsehn? und wann werden die, welche es einsehn, danach handeln können?! Denn ich selbst, obgleich ich seit langen Jahren diese Ansicht habe, konnte dennoch nicht einmal in einer eignen Erziehungsanstalt ganz in ihrem Sinne verfahren! Denn auch in solche Anstalten werden meistens die jungen Mädchen nur geschickt, weil es Mode ist, daß reiche Leute ihre Kinder auf diese Weise — erziehen und bilden lassen, wie sie es nennen! Welche Erziehung und Bildung kann das aber seyn, die in der kurzen Pensionszeit einem oft noch ganz verwahrlosten Geiste, manchmal bei verderbtem Herzen plötzlich angezaubert werden soll?! — Und selbst wenn in vernünftigem Sinne vorgearbeitet worden, und das Gemüth des Mädchens

unverdorben geblieben ist, selbst dann ist diese Zeit zu kurz, da mit der Rückkehr ins elterliche Haus Alles als vollendet betrachtet wird! — Und solchen unreifen Geistern, in denen manchmal die aufgenommenen Kenntnisse, unbegriffen, so verwirrt und ungeordnet durcheinander liegen, wie die umhergeworfnen Puzstücke nach einer erschöpfenden Ballnacht in ihrem Schlafzimmer — ihnen vertraut ruhig der gebildete Mann das Glück seines Lebens und die erste, für entscheidende Eindrücke so empfängliche Erziehung seiner Kinder an! Kann man so etwas bei ruhigem, unpartheischem Nachdenken begreifen? —

Daß die Männer auch wirklich anfangen, edlern und freisinnigern Ansichten über weibliche Erziehung und Bildung Eingang zu gestatten, zeigt sich in mehrerern Gegenden unsres Vaterlandes. Wenn auch die, kürzlich aufgestellte Idee, eine Art Hochschule für die Erwachsenen, als Fortsetzung und Vollendung ihrer Bildung — wenn man irgend eine Bildung vollendet nennen kann, — zu gründen, aus nur zu vielen Ursachen unausführbar seyn möchte, so ist es doch eine erfreuende Erfahrung für uns, daß an manchen Orten sich das ernste Streben denkender Schulmänner zeigt, auch den Unterricht in den Schulen für die weibliche Jugend zu verbessern, und demselben einen gründlichern Charakter und einen aktivern Einfluß auf das innere Leben der Schülerinnen zu geben. Gelänge es, (wie sich die Idee dazu, wenn auch vielleicht auf eine etwas andre Weise als ich hier andeute, gleichfalls schon ausgesprochen hat), an den beendigten Schulunterricht faßlich eingerichtete Vorlesungen über höhere sittliche, literarische und ähnliche Gegenstände anzuknüpfen, die von Solchen, deren häusliche Lage dergleichen erlaubt*), noch ein paar Jahrelang

*) Und welche häusliche Lage sollte das nicht erlauben, so bald die Eltern es nur möglich machen wollen! Ist es doch möglich

freiwillig besucht werden könnten, so würde dadurch die erst begonnene Bildung der jungen Geister weiter durchgeführt, und ihr Geschmack geläutert und befestigt werden. — So wie es jetzt ist, wo, wie ich schon sagte, mit dem Schulunterrichte Alles beendigt ist, sieht sich das Geistesleben der bisherigen Schülerin plötzlich sich selbst überlassen, und welche bestimmtere Richtung dasselbe für die Zukunft nehmen werde, hängt oft nur zu sehr von den Unterhaltungsschriften ab, welche der Zufall dem Mädchen in die Hand gibt. Wer aber die Tendenz der meisten Romane und Novellen unsrer Zeit kennt, wird mir zugestehn müssen, daß grade durch sie nur zu oft den jungen Herzen der Keim zu allmählicher Entsittlichung eingepflanzt wird, wo hingegen eine edle, gewählte Lektüre die schönsten, nur schlummernden Kräfte der Seele zu wecken vermag.

So oft ich an diesen veredelnden Einfluß denke, oder Andre davon reden höre, den wahrhaft schöne Geisteswerke auf die menschliche Seele auszuüben vermögen, so oft frage ich mich auch: warum man doch wohl bei der Bildung des weiblichen Geschlechtes grade, nicht auch einige der alten Klassiker, und namentlich der griechischen Dichter anwendet? Man lache hier nur nicht gleich, sondern höre mich erst an. In unsrer leidenschaftlich bewegten, nach innern heftigen Aufregungen so begierigen Zeit, wäre es, glaube ich, wohl geeignet, auch dem weiblichen Geschlechte eine Geistesnahrung

daß die Töchter Bälle, Konzerte und wöchentlich mehrere Thee- oder Kaffeegesellschaften besuchen!! Gewiß wird hierdurch mehr Zeit und Geld in Einem Jahre verthan, als der dreijährige Besuch solcher Vorlesungen an Weiden Kosten würde! Nur eine kleine, vernünftige Einschränkung dieser, oft so verderblichen Vergnügungen, und weder Haushaltung, noch sonstige häusliche Beschäftigungen der jungen Mädchen brauchten dadurch zu leiden.

nicht vorzuenthalten, welche durch ihren eigenthümlichen Charakter auf eine wunderbare Weise die unruhige, leidenschaftliche Seele beschwichtigt, und dieselbe mit jenem heitern Frieden, jener süßen Freude voll Ruhe und Klarheit erfüllt, die nur der Betrachtung des wahrhaft Schönen entquellen. Wer die alten Klassiker überhaupt kennt, sey es auch nur, wie ich selbst, aus Uebersetzungen, dem sage ich, wenn er nur mit unverdorbnem Geschmacke ihre Bekanntschaft gemacht hat, hiermit Nichts was er nicht an sich selbst erfahren hätte. Ich kenne unter allen Neuern Keinen, der jemals ganz diesen Einfluß auf mich ausgeübt hätte; am meisten that es Herder, er, dessen Seele, im schönsten Sinne des Wortes, ächt griechisch gebildet war, dem daher das weichliche Schwelgen in leidenschaftlichen Gefühlen, welches der modernen Poesie so eigen ist, nur Widerwille einflößte, und der im Gegentheile, (wie Jean Paul in seiner Vorschule der Aesthetik so schön sagt), „wie ein griechisches Gedicht, um jede, auch schönste „Empfindung, z. B. der Rührung, oft durch die Gewalt „des Scherzes, früh die Gränze der Schönheit „309.“ —

Dies grade ist es, dies ihnen so heilige Maaßhalten sogar im Schönen, wodurch die, von jenem reinsten und humansten Geiste Deutschlands so hochverehrten Alten ihren eigenthümlichsten Zauber ausüben, und wodurch Einige von ihnen grade so recht geeignet sind, die weibliche Seele zu bilden. Ihnen war die Poesie nicht ein Mittel, die Leidenschaften der Seele aufzuregen, zu steigern, und zu wilder Verzweiflung anzuzulammen, oder sie zu weichlichem Verschmachten herabzuspannen — sie war ihnen ein heiliger Hain, in dessen Innerstem der Altar des Schönen stand. Ihm nahte der Dichter mit Ehrfurcht; in seine reine Flamme warf er die Mistkne des eignen Herzens und der Welt, daß auch sie, geläutert und verklärt, in himmlischen Wohlklang sich wandelten. Selbst

wenn er die Leiden der armen, mühebelasteten Sterblichen sang, wenn er die Kämpfe der Leidenschaft und ihre verderblichen Folgen darstellte, selbst dann hielt er es für seine erste Pflicht, nie jene Grenze der Schönheit zu überschreiten, sondern sich hingegen streng eine gewisse poetische Enthaltensamkeit aufzuerlegen, deren hohe Schönheit man jetzt, wo Alles auf irgend eine Weise ausschweifen muß um zu gefallen, wohl manchmal Kälte schilt — die aber grade von dem zarten, richtigen Gefühle für die harmonische Schönheit eines Kunstwerkes zeugt, und bei den Neuern nur zu sehr vermist wird. — Diese Eigenthümlichkeit des griechischen Geistes spricht sich in Homer und Sophokles am reinsten aus, und im letztern wohl in ihrer vollendetsten Blüthe. — O wie möchte ich jedes junge Mädchenherz mit der reinen Geistes Speise dieser herrlichen Dichter nähren! Wenn die meisten unsrer modernen Dichter, die alle, mehr oder weniger, Söhne ihrer Zeit sind, in ihren Darstellungen durch hinreißende Gluth der Leidenschaft, oder wehmüthiges Versenken in das Unbefriedigende des Daseyns, oder durch weiches schwermüthiges Schwelgen in Gefühlen, oder durch trübes Grübeln über die Unbegreiflichkeiten des Lebens, oder durch schwärmerische, unbedingte, Alles, selbst die Pflicht, aus den Augen sehende Hingebung an ein geliebtes Wesen, — genug, durch Alles das, was ihre Dichtungen zu einem so gefährlichen Zaubergarten voll verlockender Abwege für ein junges, noch schwankendes Herz macht — wenn diese Dichter, eben durch jene poetische Tendenz, eher Unklarheit als Klarheit, eher Unruhe als Frieden, eher Leidenschaftlichkeit als ächte Kraft, eher Unzufriedenheit und leidenschaftliche Verstimmung als heitre, kräftige Lebensfreudigkeit in den jungen Leserinnen erwecken, und so ein schon schwaches, nur zu ausschließend im Gefühle lebendes Geschlecht nur noch schwächer und reizbarer machen — so werden die genannten Dichter der Griechen grade das Ge-

gentheil bewirken können — mir wenigstens haben sie von Anfang an (und ich las sie sehr jung) den heilsamsten Eindruck gemacht. Sie wissen nichts von der Melancholie und dem Mißmuth, von der interessanten, „Zerrissenheit“, woran wir Modernen laboriren, und wozu unsre Dichter sich zwingen um zu gefallen, wenn die Natur sie auch mit einem heitern, für die Schönheit der Welt empfänglichen Herzen gesegnet hat! Jene aber, deren Geist in seiner heitern Ruhe, in seiner klaren, durchsichtigen Tiefe, dem reinen Himmel gleich, der sich über ihrem Haupte wölbte, sie verschmähten es, die heilige Poesie zum Organ persönlicher Gebrechen und Verstimmungen herabzuwürdigen. Ihnen war der Musengott nicht umsonst zugleich ein Sonnengott! Denn wie das ewige Licht des Tages am Himmel der Erde, sobald es naht, die finstere Nacht mit ihren schauerlichen Schrecken und ihren trüben Aengsten verscheucht, und Freude, heitre Zuversicht und ewig verjüngtes Leben verbreitet, so war ihnen auch die Poesie beseligende, lebenspendende, Heiterkeit und Kraft in die Seele strömende Sonne. — Man lese den Sophokles. Gewiß wird ihm niemand das wahrhaft Tragische absprechen; aber wie fern ist es von dem grellen, abschreckenden Ausdrücke, den man so oft für sein nothwendiges, charakteristisches Bestandtheil hält. Das Schöne, aber das durch hohe Sittlichkeit verklärte Schöne, ist die Aufgabe, welche dieser wahrhaft göttliche Dichter sich gestellt, und welche er in Allem was wir noch von ihm besitzen, so herrlich gelöst hat. Daher ergießt sich auch bei den ergreifendsten Begebenheiten in seinen Stücken, eine wunderbar himmlische Beruhigung in unsre Seele, und wenn sich unser Auge mit Thränen füllt, so ist es nicht die weiche Nührung des Mitgeföhls, welche immer zugleich ein Selbstbeklagen ist, die sie hervorruft, sondern jene edelste Regung der Seele womit wir die menschliche Natur da, wo sie im Kampfe mit eigener oder fremder Leidenschaft

ihre göttliche Abkunft bekundet, bewundern, indem wir uns zugleich vor dem zwar meist verborgnen, aber ewig gerechten Zusammenhange der Dinge anbetend beugen. Eben daher kennt er auch nicht die gräßlichen Dissonanzen, womit selbst unsre bessern dramatischen Dichter ihre von Wehmuth durchtränkten, oder von Leidenschaft und Verzweiflung durchglühten Stücke so gerne schließen; jede seiner großartigen Dichtungen endigt grade auf entgegengesetzte Weise, denn selbst da, wo der Einzelne im nie endenden Kampfe der Menschheit mit dem Schicksale und der Leidenschaft untergeht, selbst da weiß doch der Dichter in einem harmonisch versöhnenden Akkorde zu schließen, indem er den Untergang selbst zum Siege der höchsten sittlichen Willenskraft macht (wie z. B. in der Antigone *) oder ihn als Durchgangspunkt zu endlicher Verklärung darstellt (wie im Oedipos, in den Trachinerinnen) u. s. w.

Man verzeihe daß ich hier etwas ausführlich war; ich glaubte so meine Meinung, daß grade dieser Dichter ganz geeignet sey, bei der Bildung meines Geschlechtes angewendet zu werden, rechtfertigen zu müssen, und sage nur noch daß ich gleichfalls an mir selbst erfahren habe, wie wohlthuend, erfrischend und — bewahrend vor tausend Affanzereien (wenn ich mich so ausdrücken darf) der liebe, kindliche Homer auf ein junges, weibliches Gemüth wirkt. — Außer diesen Beiden würde ich den Euripides auch noch zum Theil empfehlen; denn wenn er auch weit unter seinem Vorgänger Sophokles steht, und freilich nur einen sehr geringen Grad von der erhabnen, ästhetisch = keuschen Einfachheit desselben besitzt, sich im Gegentheile schon einigermaßen der redseligen Sentimentalität der modernen Poesie

*) Ich verweise meine Leserinnen auf meine, in Kurzem erscheinende Schrift: Antigone. Eine Charakteristik — durch welche sie sich mit diesem herrlichen Dichter ausführlicher bekannt machen können. —

nährt, so ist er doch besonders in seinem herrlichen *Hypolytos*, in seiner *Sphigenia* in *Uulis*, in seiner *Alkestis* und einigen andern seiner Stücke, so reich an ächter, hochpoetischer Schönheit, daß er füglich zu dem angeführten Zwecke gebraucht werden kann.

Ich beschränke mich auf Nennung dieser Dichter, von denen wir Teutsche ja grade so treffliche Uebersetzungen besitzen. Wer sie auch nicht selbst kennt, wird doch wohl aus dem was ich hier über dieselben gesagt, leicht begreifen, warum ich sie grade für mein Geschlecht empfehle. Senes acht schöne Maasßhalten, jene hohe sittliche Grazie, jene klare, ruhige Heiterkeit und jene innige Verschmelzung von Milde und Kraft, welche besonders die beiden zuerst genannten auszeichnet, dies einfach große Ganze in seiner reinen Harmonie scheint mir durchaus geeignet, den Geschmack eines weiblichen Wesens auf eine für seine Eigenthümlichkeit heilsame Weise zu bilden, der Seele desselben ihre jugendliche Frische zu erhalten und zu kräftigen, ihr einen natürlichen Ekel gegen alle Karrikatur des Gefühls und des Lebens einzulösen, und schon dadurch unwillkürlich das Streben und Wollen derselben auf das wahrhaft Schöne und Edle zu lenken. Die Grazie der Seele, welche die Natur selbst meinem Geschlechte mitgab, würde ich durch diese Dichter im höhern, edelsten Sinne auszubilden, die dem innern Leben desselben nur zu sehr fehlende frische geistige Kraft ihm in einem höhern Grade zu geben hoffen.

Ähnliche Gründe wie die hier angegebnen, machen es in meinen Augen gleichfalls wünschenswerth, daß eben so dem weiblichen Geschlechte mehr von der alten Geschichte mitgetheilt werde, als es bisher geschahn. Denn auch hier weiß ich wieder aus eigener Erfahrung, wieviel großartiger, erhebender, und veredelnder der Eindruck ist, den die griechische und römische Geschichte, beide in ihrer schönen Zeit, auf das junge Herz ma-

chen, als die neuere. Ich glaube mit Recht von mir auf Andre schließen zu können; denn ich werde mich doch wohl nicht für einen Anomalie meines Geschlechtes halten wollen, die allein solcher Auffassungen fähig wäre?! da sähe es schon um uns aus! So schlimm ist es selbst jetzt nicht einmal, und es kann unendlich viel besser werden als es ist, wenn man uns nur auf eine wahrhaft freisinnige, von Vorurtheilen unbefangne Weise zu Hülfe kommt, und uns die Mittel gestattet, den Geist, den die Natur doch auch uns verliehen, gehörig auszubilden, und zu werden was wir seyn können. Wie manche Klage über weibliche Kleinlichkeit, weibliche Beschränktheit, weiblichen Eigensinn wird dann allmählig wegfallen. Aber hierin handeln die Männer auf eine unbegreiflich verblendete Weise! Wie Mancher klagt über jene Schwächen an seiner Frau, die sie meist nur einer gänzlich vernachlässigten oder verfehlten Erziehung verdankt — und indem er sie verurtheilt, — gibt er dennoch zu daß seine Töchter wieder grade so werden, indem er sie ruhig im geistlosen Schlenzrian der Mutter aufwachsen läßt! — Es ist der schreckliche Egoismus unsrer Zeit, der uns Alle auf irgend eine Weise beherrscht, welcher auch hier durchscheint: die Frau quält ihn durch jene Schwächen, darum rügt er sie; die Töchter aber werden einmal einen Andern damit quälen — mag der denn sehn wie er mit ihnen fertig werde! — Diese, nicht nur egoistische, sondern auch tief innerlich gemeine Art zu denken, die nur zu sehr der Masse, selbst der sogenannt gebildeten Masse, eigen ist, wird freilich immer ein großes Hinderniß für eine durchgreifendere Bildung des weiblichen Geschlechtes bleiben; denn da die Väter, im Durchschnitte, für ihre Töchter keine andre Versorgung im Auge haben als die, sie mit einem Manne zu verheirathen durch den ihre Zukunft gesichert scheint, so halten sie es meist für hinreichend wenn dieselben nur einigen geselligen Pli und häusliche Geschicklichkeiten be-

sitzen — doch solche Erbärmlichkeiten würdigten wir ja schon. — Ich kehre zu der alten Geschichte als Bildungsmittel zurück, und frage: warum liest man nicht auch mit der weiblichen Jugend den eben so kindlich und anmuthig erzählenden, als durch die einfache Größe, die fromme Innigkeit seiner Gedanken, für das Gute und Schöne begeisterten Herodot? — Nicht um der Kenntnisse willen die durch ihn zu erlangen — denn die können auf kürzerem Wege eingetrichtert werden, (man verzeihe mir den gemeinen Ausdruck für ein gemeines Handeln) — sondern des schönen Eindrucks willen den er durch seine liebenswürdige, edle Einfalt in der Seele des Lesenden zurück läßt, möchte ich daß mein Geschlecht, wenigstens größtentheils, mit ihm bekannt gemacht würde. —

Bei uns wird es immer weniger auf die Masse von Kenntnissen ankommen, welche wir gesammelt, als auf die Art wie wir dieselben in uns verarbeitet und für unser intellektuelles Leben benutzt haben. Daher setze ich bei einem Frauenzimmer weniger Werth darauf daß es z. B. viele geschichtliche Data's im Gedächtnisse habe, als darauf daß es das Edelste und Schönste aller Zeiten empfindend in seine Seele aufgenommen habe — und vor Allem Andern, das Edelste und Schönste aus der Geschichte des Alterthums. Denn die einfache, ruhige Größe, welche ein, beinah stehender Charakterzug seiner ausgezeichneten Männer ist, und allen Handlungen derselben einen hinreißenden Zauber verleiht, sie grade ist es, die der beweglichen, unruhigen, reizbaren, ungewiß hin und her schwankenden jungen weiblichen Seele, nicht oft genug in ihrem reinsten Lichte vorgeführt werden kann. —

Man wendet mir vielleicht ein, daß dadurch daß ich die alten Dichter und ein ausführlicheres Studium der alten Geschichte für mein Geschlecht empfehle, das verderbliche Bielerlei im Unterrichte ja nur noch vermehrt

werde. Es ist dies aber nicht nöthig, sobald man sich entschließt Andres wegzulassen, sich z. B. auf Eine fremde Sprache zu beschränken, Zeichnen und Musik nur lernen zu lassen wenn wirkliches Talent da ist, u. s. w. Zeit wird man übrigens auch schon von selbst gewinnen, wenn man nur einsehn will, daß es bei den Schülerinnen mehr auf die geistige Auffassung, als auf das materielle Wissen ankommt. — Auch mit der Geschichte der Kunst und der Literatur, alter und neuer Zeit, würde ich mein Geschlecht bekannter machen, wenn ich zu entscheiden hätte; denn grade da bietet sich so tausendfältige Gelegenheit das sogenannte „schöne“ Geschlecht auf das wahrhaft Schöne aufmerksam zu machen, und unmerklich ein höheres Lebensideal in seine Seele zu pflanzen. —

Sollte man mir vielleicht die Bemerkung machen, daß sogenannte gebildete Frauen, nachlässige Hausfrauen seyen — so antworte ich: daß ich eben nicht von „sogenannt“ gebildeten spreche, sondern von wirklich gebildeten Frauen. In der ächten Bildung geht das Pflichtgefühl nicht unter — es verklärt sich hingegen in ihr, und erlangt eine Kraft und Besonnenheit, die ihm bei dumpfer Gedankenlosigkeit unmöglich eigen seyn kann. Eine Frau die ihre häuslichen Pflichten gar nicht, oder nur nachlässig erfüllt, reden wir ja nicht von ihrer Bildung — wäre sie wirklich gebildet, d. h. hätte sie an der Erkenntniß des Schönen, Edlen, Guten und Wahren Geist und Herz geläutert, so würde die Erfüllung ihrer Pflichten überhaupt, ihr als etwas Heiliges erscheinen, und sie würde es verstehn, auch den unbequemen derselben mit Anmuth, wenigstens mit Treue und Gelassenheit vorzustehn. —

Aber nicht nur der ehelichen Bestimmung des weiblichen Geschlechtes wegen, ist es nothwendig, daß demselben endlich eine edlere, gediegene, durchgreifendere Bildung gegeben werde, sondern auch um seiner selbst willen.

Wie Manche, die unverheirathet geblieben, würde in den Schätzen des eignen Geistes glücklich seyn können, wenn man sie dieselben nur kennen gelehrt hätte! So aber kennt sie weder den eignen Reichthum, noch den der geistigen Welt außer ihr. Sie geräth nur zu leicht entweder in ein bloß materielles oder frivoles Hinleben hinein, oder wird zur kindischen Frömmlerin, oder gar zur klatschfüchtigen Verläumderin, sich selbst eine Qual, Andern eine nutzlose Last. — Diejenige hingegen, welche das Leben auf eine geistige Weise aufzufassen gelernt, und den Werth der tausendfachen Genüsse erkannt hat, mit welchen Wissenschaft und Kunst dasselbe zu schmücken vermögen, sie wird auch dann noch sich zum Glück und Andern zur Freude zu leben verstehn, wenn man sie mit Recht eine „alte Jungfer“ nennt.

Und noch mehr! Wie geht es nur zu, daß man in unsrer so unbeschreiblich für das „Nützliche“ begeisterten Zeit (ich denke manchmal, es ist die einzige Begeisterung die man noch kennt!) nicht schon deswegen die weibliche Jugend auf eine wahrhaft solidere Weise durchbildet, damit diejenigen, die unverheirathet bleiben, sich doch wenigstens selbst eine unabhängige Stellung in der Welt verschaffen können? Der Reichthum ist heutiges Tages mehr als je eine Ausnahme; unzähligen Eltern macht hauptsächlich der Gedanke den Tod bitter: was aus ihren unversorgten Töchtern werden soll? — Wieviel geringer würde diese Besorgniß in ihnen seyn, wenn endlich die Ansicht vorherrschend würde: daß das weibliche Geschlecht, sowohl ein Theil der Menschheit wie das männliche, auch gleiche menschliche Rechte auf dasjenige habe, was die menschliche Natur adelt, und sie über das Thierische erhebt — auf eine, seinen eigenthümlichen Anlagen entsprechende, edle und ausgedehntere Geistesbildung. —

Ich bezeichnete die hier ausgesprochenen pädagogischen Ideen als fragmentarisch — sie müssen es vorläufig hinsichtlich der Mittheilung, bleiben. Denn es würde dem Hauptzwecke dieses Schriftchens vielleicht nicht durchaus angemessen gefunden werden, wenn ich sie ausführlich, wie sie als Ganzes in meiner Seele liegen, demselben beifügte. Ich hoffe indessen durch das Gesagte hinlänglich angedeutet zu haben, wie die meinem Geschlechte zu gebende Bildung, nach meiner Ansicht beschaffen seyn mußte. —

Möge nun dem, was ich über die eheliche, mütterliche und häusliche Stellung der Frau gesagt habe, aus recht vielen weiblichen Herzen ein volles Echo entgegen tönen, (nicht weil ich es sage, sondern weil ich es für das Rechte halte, wünsche ich dies), und mein Geschlecht es immer mehr erkennen, daß es seine schönste, ja einzig ächte Größe, in jedem der, durch Natur oder Liebe geknüpften Verhältnisse, nur durch selbstvergeßne Hingebung offenbaren könne —; und mögen die Wünsche, welche ich hier für eine gediegnere Geistesbildung dieses meines Geschlechtes ausgesprochen habe, bei edel- und freisinnig denkenden Schulmännern Eingang finden! denn nur durch deren Unterstützung können sie allmählig realisirt werden. —

Berichtigungen.

- Seite 7, Zeile 12, von oben, lies zurückgezogenes statt zurückzogenes.
" 9, " 13, " " " denn statt den.
" 22, " 12, " unten lies das , hinter dann statt hinter soll.
" 27, " 2 u. 3. " oben lies vergleichen statt verglichen.
" 32, " 14. " " " mehreren statt mehrern.

so haben sich die der
Hochbildung gerade zu
Es wären also zu zeigen
genügend. Beide
Leistung in speziellen Kennt-
den beiderseitigen Profekt.
von allem aber für die
genügend nicht zu sein, wie
nicht, das ganze Stück
des Profektiven für die
b, Goldschmiedigen Arbeiter der
Lehrer, Lehrkräfte u.
nicht solche Arbeiter sind
ut und das zu zeigen u. die
geliefert werden können,
und für die zu zeigen ge-
dieser Arbeit 300 u. bei
Lehrer, Lehrkräfte u.
12 bis circa 15, für die
c, für die in einem
von der Profektiven z.



1504



